

Erzgebirgische Heimatblätter

Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 46. — Sonntag, den 10. November 1929.

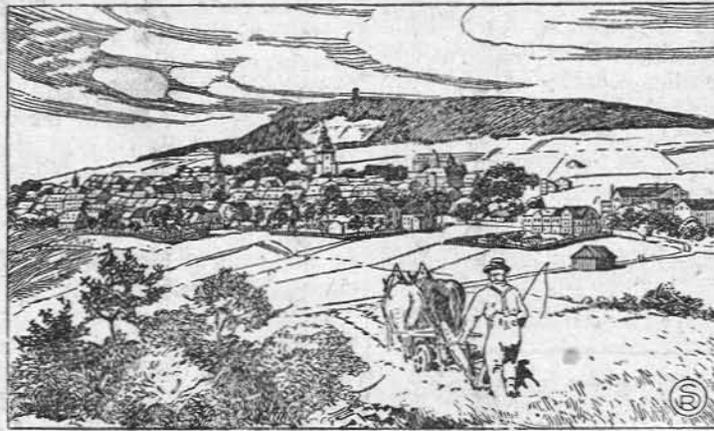
Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Der Brand von Scheibenberg von 1529.

Von Oberl. i. R. Günther, Scheibenberg.

Durch das „Neue Geschrei“ von Silberfunden im „Obererzgebirge“ ist auch Scheibenberg gegründet worden. Seitdem der Elterleiner „Fundgrübner“ „Caspar Klinger“ 1515 die erste Silberader an der Nordwestseite des Scheibenbergs entdeckt und angeschlagen hatte, entstand ein rascher Zuzug von Bergleuten aus Annaberg, Buchholz usw., um durch „Muthung“ von Flurstücken möglichst rasch reich zu werden. Damals gehörte die ganze Gegend hier zur Grafschaft Schönburg-Waldenburg. Die Bergleute fanden zunächst Unterkommen im benachbarten Dorfe Oberscheibe, in dem schon lange vorher geschürft wurde auf Brauneisenstein, und in den „5 Waldhäusern vorm Schletter Walde“, jetzt Brünlas genannt. Auf Ansuchen der Zugewanderten bei den Grundherren Ernst und Wolf von Schönburg ließen diese 1522 durch geschickte Bausachverständige auf der Westseite des Berges einen passend erscheinenden Platz zu einer neuen Bergstadt abstecken und abholzen. Zur schnellen Errichtung von Wohnungen gaben die Gründer Holz und „Kleibe“ (Lehm), und so entstand nach amerikanischem Muster rasch eine „Holzstadt“, Scheibenberg zubenannt. Die folgenden heißen Sommer dörreten die Hölzer sehr aus, auch die Innenfeuerung mit allerhand Holzbrennmaterial und die „Bergschmieden“ trugen noch wesentlich zur Austrocknung bei, so daß die Feuergefährlichkeit der neuen Stadt jährlich wuchs. So kam es denn endlich, das Unglück. Am 1. August 1529 entstand bei starkem Westwinde Feuer zunächst in einer Bergschmiede, wo bei offenem Herdfeuer die Funken das darüber befindliche Gebälk in Brand setzten. Löschversuche halfen nicht, Wassermangel vergrößerte die Gefahr, und der Sturm blies mit vollen Backen in die lodernnden Flammen, die übersprangen auf benachbarte Gebäude. Bald sah man weit und breit die Stadt Scheibenberg brennen. Das bißchen Hab und Gut, das die bestürzten Bewohner mit Lebensgefahr aus dem gefräßigen

Elemente retten konnten, barg man teils am Berge, teils im Schletter Walde. Nach wenigen Stunden war das neue Bergstädtchen ein rauchender Trümmerhaufen. Nur das alte hölzerne Kirchlein stand noch und vor ihm ein paar Hütten, die von ihm gedeckt worden waren, wahrscheinlich die, die heute noch am selben Flecke stehen, etwas fester während der Zeit



Scheibenberg von jetzt.

ausgebaut, das Großhupp'sche Lang'sche und Gündel'sche Haus. Auf die Kunde von dem Brande sorgten die obengenannten Grundherren für Unterkommen der Abgebrannten und Wiederaufbau der Stadt, die im nächsten Jahr wieder neu erstand, aber steinern. Feuer war also das 400jährige Gedenken an den großen Brand der Stadt Scheibenberg in Erinnerung zu bringen. Spätere Brände haben die Entwicklung des Ortes ebenfalls gehemmt, wie z. B. das große Feuer 1677, dem 45 Häuser zum Opfer fielen, und der Brand von 1710, der 52 Häuser in Asche legte. Aber Opfermut, Ausdauer und Gewerbefleiß haben diese Schäden nach und nach wieder behoben.

Wie der fesselnde Inhalt vorstehender Darstellung des großen Scheibenger Brandes aus der Feder des Herrn Oberlehrer Günther, so werden auch die diesem Artikel beigefügten Bilder unsere Leser außerordentlich interessieren; namentlich auch die Wiedergabe der Dilich'schen Federzeichnung. Schon wiederholt haben wir Reproduktionen der Zeichnungen des bekannten Illustrators aus dem 17. Jahrhundert veröffentlicht. Dieselben zeichnen sich durch



Verkleinerte Wiedergabe aus „Wilh. Dilich's Federzeichnungen erzgebirgischer und vogtländischer Orte aus den Jahren 1626—1629“, „Glückauf-Verlag Schwarzenberg.“

Treue und Klarheit aus und stellen, wie auch die vorstehende Zeichnung, hervorragende Quellen der Heimatsforschung auf bildlichem Gebiete dar. Von den Dilich'schen Federzeichnungen ist anlässlich des Jubiläums des Erzgebirgshauptvereins im vorigen Jahre ein Sammelband außerordentlich wertvoller Art erschienen, dessen Beschaffung wir angelegentlich empfehlen.

Ein Ferienaufenthalt in der Bezirksjugendherberge Unterrittersgrün.

23 Jungen und Mädels der Volksschule Mülkau-Weipzig hatten das Glück, drei herrliche Ferienwochen in der Unterrittersgrüner Bezirksjugendherberge verleben zu dürfen. Wurde uns auch der erste Anstieg zu dem Märchenschlößchen mit unserem Reisegepäck recht sauer, wir wurden gar bald „Bergsteiger“.

Bald erforschten wir das uns Umgebende, Menschen und Landschaft lernten wir verstehen, dauernd stand unser Barometer auf Freude.

Was war die Ursache? — Nun, erstens die famosen Herbergsleute. „Mutter Wendler“ war mit gutem Erfolg bemüht, unsere Magenmuskeln nicht ausruhen zu lassen von der anstrengenden Arbeit, ihre vorzügliche „Küche“ zu genießen.

Die herrlichen Wälder, die sich bis an die Herberge heranschleichen, haben die Lungen gereinigt von Autoabgas und Asphaltstaub. Wie haben wir staunen gelernt über die hohen Berge, die grünen, grünen Fichten, das frische Bergwasser; wie haben wir geraubt von Heidelbeertrüchern und Pilzreichtum; wie haben wir auch gefaulenzt, mit wonnigem Behagen uns auf der Wiese mit Spiel und Tanz vergnügt. Eine Wasserfischerei am Springbrunnen diente zur zeitweisen Abkühlung. — Unvergleichlich die schönen Abendstunden, der Mond bequemt sich allmählich, sein gutmütig-heiteres Gesicht über den nun tiefdunklen Wäldern zu zeigen, blinzeln, als wollte er sagen: „Fein, was?“

Schwermütig-melancholische Weisen stehen sich über die Lippen, bis man andächtig schweigt. — Könnten wir doch recht oft noch an solchem Erleben gesunden!

Herbert Uebelhack.

Tannenberg im Erzgebirge.

Vorlesung in der Chemnitzer Volkshochschule, gehalten von Oberlehrer Herm. Lungwitz, Geyer (Sa.).

Sowohl in der Anlage des Dorfes selbst, als auch in der Verteilung der Fluren zeigt es sich, daß das Rittergut Tannenberg mit Feld und Wald die erste Ansiedelung des Ortes war, und zieht man weiter die Gründung der Nachbarorte in Betracht, so kann man Tannenberg getrost zu den ältesten Ansiedelungen dieses Teiles des Erzgebirges zählen. Das Rittergut Tannenberg war und ist schließlich heute noch ein Herrensitz, dessen Grund und Boden sich im allgemeinen vom Greifenbach bis zum Lohenbach, d. i. der Grenzbach zwischen Tannenberg und Hermannsdorf, erstreckt. Im Laufe der Zeit wurden Fluren für die Hörigen vom Gutsfelde getrennt, die Untertanen bauten ihre eigenen Gehöfte das Tal entlang und so entstand das Dorf. Um den Edelhof gruppierten sich nach und nach Kirche und Schule, Mahl- und Holzschneidemühle, Schäferei, Gasthof und Schmiede, und in späterer Zeit kamen Papiermühle und Pechstiedehaus hinzu. Das Pfarrlehn erscheint geradezu aus den Gutsfuren herausgeschnitten, ebenso die Felder der früheren Schäferei, und Mühle, Schenke und Schmiede sind erst 1849 aus dem Gutspacht in Privatbesitz übergegangen.

Das obere Erzgebirge wurde von den Meißner Niederungen aus besiedelt und der Bergbau war es, der diese Pioniere mit Fäustel und Eisen, Spaten und Art in die damals noch recht unwirtlichen Gegenden führte. So erscheint auch Tannenberg als eine germanische Gründung. Es hieß dem Worte „Tannenberg“ wie das Dorf bereits in der ältesten Urkunde vom Jahre 1411 genannt wird, Gewalt antun, wollte man darin eine slavische Ansiedelung erblicken. Auch die angrenzenden Ortschaften Hermannsdorf und Schönfeld führen rein deutsche Namen, und Dörfel wird in den ältesten Urkunden „daz Dorfsichin“ genannt.

Als Denkmal aus uralter Zeit steht der viereckige ungefähr 14 Meter hohe Turm neben den ehemaligen Rittergutsgebäu-

den, er ist jetzt noch von einem Wassergraben, — von den Ortsbewohnern „Hofwall“ genannt, — umgeben, der klägliche Rest der einstigen Wasserburg. Widar Ziehnert erzählt in Sachsens Volksagen: Nahe bei den Rittergutsgebäuden des Dorfes Tannenberg bei Geyer steht ein uralter, viereckiger Turm. Seine starken Mauern sind noch jetzt an die 30 Ellen hoch und von einem Wassergraben umgeben. Viel erzählt man von ihm, aber wenig Zusammenhängendes. In uralten Zeiten soll einmal ein Graf, der Besitzer dieser Gegend, eine große Jagd gehalten und sich dabei verirrt haben und mit seinem Rosse in einen Sumpf gesunken sein. Dem Tode nahe, wäre er noch von den Jägern mit Mühe gerettet worden und hätte zum Andenken den Turm erbaut. Jetzt noch soll in dem Turme der Geist eines der späteren Besitzer spuken, aber warum, weiß niemand. Auch wollen alte Holzhacker und Bergleute den Baum wissen, wo die Seele dieses unglücklichen Spukers eingespundet sein soll. Es wäre sonst ein eiserner Reifen um den Baum gelegt gewesen, um die Seele recht fest zu halten, aber Holzdiebe hätten zuletzt auch den Reifen gestohlen. Der betreffende Baum wurde die „Hörnigbuche“ genannt und war hohl.

Urkunden über die Zeit der Erbauung des Turmes, welcher Paßklausenturm genannt wird, sind nicht vorhanden. Nur Schlüsse können wir ziehen, wozu uns die Stelle, an welcher der Burgturm errichtet wurde, einen Fingerzeig gibt. Der Erbauer kann das Beschließen seines Turmes gar nicht in Erwägung gezogen haben, sonst hätte er die unmittelbare Nähe eines turmhohen Hügels als Anlageplatz vermieden. Nun kamen die Schießwaffen im Kriege und zu Belagerungszwecken gegen Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in Gebrauch, der Bruderkrieg liefert hierzu ein eklatantes Beispiel. Der Turm zu Tannenberg als Paßklause dürfte die Feuerprobe zuerst bei einem Hussiteneinfall bestanden und in derselben seine hölzernen Anbauten verloren haben. Zistas fanatisierte Scharen hatten den Kamm des Erzgebirges überklettert und hielten im Meißner Lande blutige Einkehr. Im Jahre 1427 waren sie in Schlettau und bei ihrer Wiederkehr am 29. August 1429 äscherten sie das Städtlein trotz der tapferen Gegenwehr der Bürger vollständig ein — und in demselben Jahre sind sie in Zschopau. Der Weg den Zschopaufluß entlang war ihnen vorgezeichnet, da es keine andere Straße gab. Daß diese wilden Gesellen die Paßklause in Tannenberg und die vorhandenen Gehöfte unbehelligt ließen, wer könnte dies glauben! Auch unser Tannenberg wird unter den zerstörenden Händen in Rauch und Flammen aufgegangen sein. Mit der Paßklause wurde die Burgkapelle zertrümmert, denn, daß eine solche vorhanden war, ergeben die im Schutte der Burg 1770 aufgefundenen Ueberbleibsel einer zerbrochenen Glocke. Die Zwecklosigkeit, an dieser ungünstigen Stelle eine neue Burg aufzuführen, einsehend, begnügte sich der damalige Besitzer mit dem Aufbau der Wirtschaftsgebäude, und für die zerstörte Kapelle errichtete man oberhalb des Edelhofes ein Gotteshaus, dessen Dienst ein Kaplan aus dem benachbarten Geyer vorläufig versah.

In dem rasch emporblühenden Annaberg bereicherten sich die Fundgrübler in kurzer Zeit. Die dem Schoß der Erde entnommenen Schätze setzten sie in den Stand, als Patrizier aufzutreten. Doch damit noch nicht zufrieden, warfen sie begehrliche Blicke auf die altangestammten Edel- und Herrensitze im Meißner Lande. Auch der Ratsherr Martin Schnee in Annaberg, welcher sich in der dasigen Klostersgasse ein stattliches Haus erbaut, das hernach Leonhard Badeborn bewohnt und worin zur Zeit des Chronisten Richter des Rates Marstall Unterkunft gefunden hatte, resignierte auf seine Würde und kaufte gegen das Jahr 1520 den Edelhof Tannenberg. Aus dem Lehnbrief von 1524 geht hervor, daß das Dorf Dörfel nicht mehr zur Tannenberger Herrschaft gehörte. Dem neuen Lehnsmanne wurde eingeschärft „rechte folge (Heerfolge) zu tun und sich damit als solche lehngüter (Lehngüter) althierkommen (Herkommen) und gewohnheit ist“ zu befehligen. Der Sohn Martin Schnees, Christoph Schnee, leistete seinen ersten Ritterdienst im Jahre 1539 als Begleiter des Herzogs Heinrich auf seinem Zuge nach Regensburg auf den Reichstag, wo dessen Belehnung mit seines

Bruders Herzog Georgs Landen durch den Kaiser am 2. Juli 1539 stattfand. Christoph Schnee ist auch Besitzer der Grundstücke in Geyer gewesen, welche später unter Hieronymus Lotter zu einem Rittergute erhoben wurde. Der kurfürstliche Baumeister und Leipziger Bürgermeister Hieronymus Lotter beschloß in Geyer sein bewegtes Leben. Er hatte die Wandelbarkeit der Fürstengunst in herber Weise erfahren, schwergekränkt zog er sich auf seinen Geyersbergischen Hof zurück. Aber auch das Glück schien dem einstmaligen reichen Leipziger Baumeister den Rücken gefehrt zu haben, die bergmännischen Spekulationen mißlangen, von den Seinen verlassen, legte Lotter am 24. Juli 1580 sein müdes Haupt für immer zur Ruhe. Auf meine Veranlassung ist eine schöne Straße der Stadt Geyer mit dem Namen „Hieronymus Lotterstraße“ bezeichnet worden. Der Verein der Leipziger Architekten errichtete ihm am 8. Oktober 1893 an seinem Sterbehause, dem Rittergutsgebäude in Geyer, eine Gedenktafel mit der Inschrift:

In diesem Hause starb
Leipzigs großer Baumeister
Hieronymus Lotter
im 83. Lebensjahre 1580.
Dem alten Meister
zu seinem Gedächtnis
Leipzigs Architekten 1893.

In der erneuerten Hauptkirche ist seit einiger Zeit das von Walter Witting gemalte Lotterbild aufgehängt worden. —

(Fortsetzung folgt.)

Moochin Feierohnd



Dr neie Hausbau.

„Ihr Leit, laßt eich nár emol áh Ding drzähl'n“. Alles horchet auf, wos dr Paul for Neigkát ans Toglicht brácht. Dr Hermann rutschet schie mit'n Tisch hie un har un fing schie áh ze schwißen. 'r dacht bei sich, dar ward doch eber nett dos Ding drzähl'n, wos uns bei dann Hausbau mit dr schiefn Wand virkomme is. Dr Kurt war áh bißel neugierig, weil'r in sánn Fach noch nett esu fartig is, wie dr Hermann. Nu legt mei Paul lus un gob die Neigkát zum besten:

„Dr Hermann un dr Kurt hatten vun dann Reibau im Dorf schie lang ewos in dr Nos' gekriecht. Se war'n tüchtig offn Zeig, doß se dann Reibau drwischeten. Se mahneten, mr brauchet doch net esu weit von dr Fraa fortzefásen un dr Kurt saht ze seiner Fraa: „Maus, ize haste mich dann ganzen Tog“, denn dann Bau hatten se drwischet. 's tat sich áh um enn Bagen Gald verdiene hanneln, denn wenn se auswárts tatscheten, brachten se dann Bagen Gald nett 'zamm. Drham do finge mit de Hühner, wenn dr Tog grahet, áh un ohnds homse esu lang gedallt, bis se enanner soht vollgeleifert hatt'n, nochert endlich kriegeten ses erst weiß, doß Ohnd war un áh schie sei speet. Dr Mann gucket nah an dr Uhr un saht zun Kurt: „Grüß Ugelick, schie um elfe. Komm, ehamm, laß alles stiehe un-lieng, doß de ehamm kimmst zr Maußi.“ Dr Meester wollt dos Gewihl nett hohm, ze wollten aber fánn Meirer mehr. 's brauchet niemand meh ze wissen, wos do for Gald ordient wur. Se wühleten nu áh esu fort, bis dr Bau gehub'n war. á schiener Hebschmaus war áh.“

Nu saht dr Paul in sánn Erzähl'n: „Ize kam dos Koppzbrach'n, um wos sich's drehet: Se finge nu áh de Bünd' ze

legen un de Balken ze unnermauern. Dr Mann, esu war de Abkürzung for Hermann, markieret ne Polier. 'r soht zum Kurt: „Ho-ho-horch emol a-a-auf, mo-mo-morg'n tune mr dann mittelsten Balken unnerzwicken“. Wenn Mann warsch esu: áh Mann, áh Wort! un áh heit noch. Ne annern Tog früh ging's áh geleich drierer har. Dr Handlanger konnt nett genung klane Stáh drwischen. Ize wur dr Mann aber laufig un saht: „Du brängst doch Dinger wie de Rinnerköpp“. Aber von dann Handlanger warsch nett anners ze vrlange, denn dar hat schrecklich grúße Patfsche, dar konnt die klánn Dinger nett drfíschn. Dr Mann würget nu feste drunner unnern Balken. Dos wollt aber nett esu racht klappen. Dr Kurt hatt' aber ánn gescheiten Ei'fall un saht: „M'r war'n uns doch nett esu plog'n, mr nenne áh Bind un heb'n dann Balken huch“. Nu war aber fáh Bind off dann Bau, do blieb nich annersch übrig, als áhne borq'n Dr Handlanger mußte nu laafen un ben Nachbar Müller áhne hul'n.

Dr Kurt konnt's kaum drwarten, dar gucket amol úms annere zun Gauster raus un mahnet, dar wuht doch, bal' wieder komme. Ize kam'r áh wirklich mit dr Wind aewácht un nu ginge se feste lus. Ne Kurt lachet wie ánn klánn Kind 's Hárz im Leib, weil de Wind do war. Dr Handlanger mußte tüchtig drehe un dr Kurt hielt de Steif. Dr Mann gucket nauf, bis huch genuq war. Dr Handlanger hatt' sei Bedenken, doß ewer nisch drbei passiert. 'r mahnet, „wenn do mos ro'rutcht, friea'n wir dos ganze Gelump offn Bosa“. Dr Kurt saht: „Gottsch nár nett su olber“. Dr Mann sieh sich aber nett aus dr Ruh bränge, dar hot feste drunner gerommelt, ize war alles fartig. Nu wur' dos Krámchen niederqelass'n. Se war'n geflicklich, doß alles esu grufartiq geklarrt hot. Dr Mann saht: „Mach mr heit Feierohnd un ginne ehamm.“

Wie se nun ne annern Tog wieder kame, saht dr Handlanger zun Maa: „Komm' nár emol har, dar Bund ward fei bal' eifall'n, dar hot doch enn setten arufn Rakenbuckel.“ Ize marketen se alle dreie, dos dar Balken ze huch qehub'n war un dr Mann zewiel drunner qemürat hatt'. sonst wár doch dar Rakenbuckel nett mor'n. Dr Kurt, dar immer áh bißel architektisch mit seiner Schlauhät war, wollt dos Dina nett in Ruyp un 'r machet áh paar grúße Nag'n drbei. 'r saht: „Hinten un vorne sah ich zwischen Balken un Mauer durchtrieng un in dr Mitt' hot's dann grúßen Buckel neiqewürat.“ Se wukten sich fánn annern Rot, als nu mit en 16-Pfünder-Hammer neize-draschen, aber dos Buckele wollt nett nei. Dr Kurt war nu wieder dr Schlaufeste. 'r mahnet: „Do ward ewing Draç na-qesiffen, nochert kimmst schie dos Buckele wieder raus.“ Do wollt aber dr Mann nisch drvu wissen. 'r mahnet: „Mr ruypen áh Stück wieder wag un machen áh Steif nah, doß dos annere nett vollnft eiporzelt, dr Määster brauch't's nett erst ze sahe, wos mr do gebaut hob'n.“

Un is Ugelick wollt's, doß'n gerod gedreht bracht. 'r saht: „Wos macht ihr dá do fir enn Morr, dos war doch schie fartiq“. Aber dr Kurt, wie immer, áh Schlaufuchs, dar saht zum Määster: „Dr Handlanger hot setten schlachten Draç eigerührt un do is dos Zeig zum Rutschen komme.“

Vor dann Tog hatten se nu soht Angst un Schwaf verlor'n, am meesten hatt's ne Mann mietgenomme. Wie dar ehamm kumme is, market's sei Alma geleich be'n Assen. Dar rühret bluf in Lopp hie un har. Se saht zune: „Wos is dáh schie wieder lus, bist wuhl arbeitslos“. Dar war'sch angst um dann Bagen Gald, dar nochert fahl'n tat, aber ze bracht nisch aus'n raus. Dr Mann konnt áh dr Nacht nett ordentlich schlafen, 'r wár am siebsten noch emol nunner mit dr Latár offn Bau, ob die gesteihte Mauer noch feststieht. De Alma war aber áh ecklich, denn dr Mann hatt bei dann Kimwálzen im Bett de Alma schie áh paarmol agerammelt. Se saht: „Wenn de nu fáh Ruh hältst, machste dich nüber in annern Raft.“

Dann annern Tog saht dr Mann zun Kurt: „Dos laß' mr uns aber ne Warning sei, áh annermol heb'n mr nett wieder esu huch auf!“



Zur Erinnerung an Luthers denkwürdige Tat.

Das evangelische Deutschland feierte die 412. Wiederkehr des Anschlags der 95 Thesen zu Wittenberg. In Berlin fand im Anschluß an einen Festgottesdienst im Dom eine große Kundgebung vor dem Lutherdenkmal statt, die in unserem nebenstehenden Bilde festgehalten wird.

Zeppelin-Silbergeld.

Aus Anlaß des ersten Weltfluges des „Graf Zeppelin“ prägt die Staatsmünze jetzt 5- und 3-Mark-Stücke, die auf der Vorderseite den Reichsadler und auf der Rückseite das Luftschiff mit der Inschrift: „Zeppelin-Weltflug“ darstellen. Die Münzen kommen demnächst in Verkehr. Eine Abbildung der Zeppelin-Silbergmünzen geben wir in der Mitte links wieder.

Wettlauf mit dem Telegramm.

Die drei bekannten Flieger der Luftansa, wie sie unser Bild unten zeigt: v. Schröder, Bordwart Eichtenopf und Flugkapitän Albrecht, haben mit einem Flugzeug des Typs „Arado V 1“ einen neuen Rekord aufgestellt, indem sie um 3 Uhr morgens in Konstantinopel starteten und nach einer Zwischenlandung in



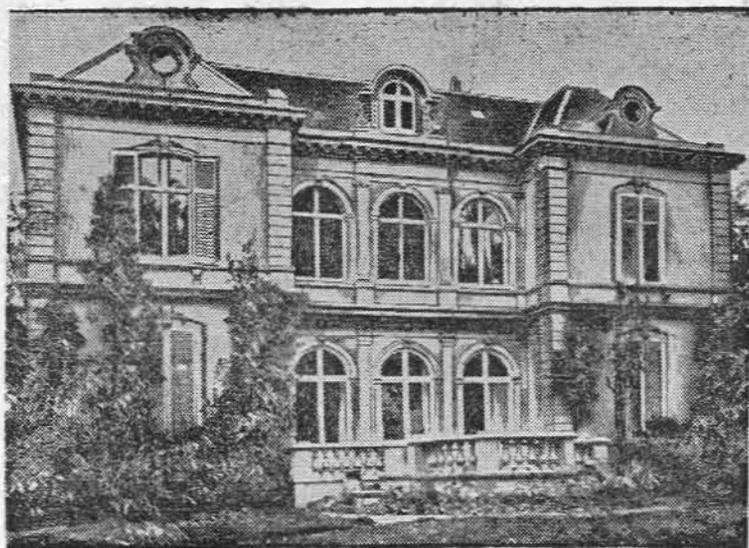
Zeppelin-Silbergeld.



Wien nach einer Gesamtzeit von 10 Stunden und 10 Minuten in Berlin eintrafen. Die gesamte Strecke von 2000 Kilometer wurde also mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 200 Kilometer bewältigt, eine Leistung, die nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Unser Bild zeigt die Ankunft der drei Rekordflieger auf dem Tempelhofer Flughafen in Berlin.

Die Bülow-Villa in Klein-Flottbek.

Die Trauerfeier für den verstorbenen Fürsten Bülow fand auf seinen eigenen Wunsch in der Elbpark-Villa in Klein-Flottbek (nebenstehendes Bild), am vergangenen Dienstag um 2½ Uhr nachmittags statt. Das Trauerhaus wurde bereits einen Tag zuvor geöffnet, um den Abordnungen von Vereinen und Verbänden Gelegenheit zu geben, von dem ehemaligen Reichszkanzler Abschied zu nehmen.





Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung,,

Nr. 46. — Sonntag, den 10. November 1929.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Im Nahetal

Oberstein, Idar und die Achatschleifereien,
Bad Kreuznach und Münster am Stein
Der Rheingrafenstein und die Ebernburg

Ein Abend in Oberstein / Ein Heimatbrief von Hans Ruyhing

Lieber Freund! Ein Abend in Oberstein? So beginnst Du fragend den Brief zu lesen und den Kopf zu schütteln. Du weißt, Oberstein im oldenburgischen Fürstentum Birkenfeld an der Nahe liegt und nimmst gleich ein Nachschlagewerk zur Hand, das Dich vielleicht belehrt, es habe 10 000 Einwohner, im Tale nach Idar hinaus seien die berühmten Achat- und Edelsteinschleifereien und in Oberstein selbst eine große Zahl Bijouteriewarenfabriken. Und was wolle das besagen — im Namen der großen deutschen Heimat! Stadtlein dieser Größe und Bedeutung gebe es Hunderte und aber Hunderte in deutschen Landen und man könne kein Aufhebens machen von einzelnen. Wo käme man da hin!

Oberstein, ein Stadtlein an der Nahe mit 10 000 Einwohnern, mit Achat- und Edelsteinschleifereien und Bijouteriefabriken — ist das alles?

Nein!

Von Saarbrücken herkommend bin ich das Nahetal heruntergefahren. Weite Talauen, von stattlichen Hangwänden gerahmt, beherrschen zunächst das Bild, wechseln ab mit engen, steilwandigen Talabschnitten, die gegen Oberstein immer mehr zu Worte kommen und dem mittleren Nahetal seinen Charakter geben. Steil und trozig erheben sich die plumpen Feisenkolosse des Urgesteins. Ihre dunkle Farbe gibt den Talwänden etwas Düsteres und Herbes. In unzähligen Säulungen hat sich die Nahe ihren vielgewundenen Weg durchs harte Gestein hinein- und hinduragewöhlt. Die Bahn aber schießt von Tunnel zu Tunnel den geradlinigen Weg der neuen Zeit. In reicher Folge mit mannigfachen Abzweigungen gleiten die an sich immer gleichen Väder vorüber: Eine sanft vorstehende Bergnahe, eine zurückliegende Talwand, im engen Tal

über den dunklen Grund ihres Bettes dahinfließend, die Nahe. Jetzt rollt der Zug donnernd auf einer Brücke über den Fluß, ein Tunnel

öffnet seinen schwarzen Schlund. Die Blicke vermögen gerade noch durch die Fenster der anderen Wagen Seite hinauszufliegen, wo sich das alte Spiel wiederholt, nur daß jetzt die eine Talseite vorstößt und die andere flieht. Und so geht dieses Spiel unterhaltsam fort. Manayma, erhascht der Blick eine Turmrune in einem Seitental, ein malerisches Dorf oder ein altes Kirchlein, und gerne möchte man den Zug verlassen, um all den schönen Dingen nachzugehen. Aber mein Ziel ist Oberstein.

Erg gefaltet ist hier das Nahetal. Den Talgrund drängen steinwandige Berge zusammen, überragt von gewaltigen Feisenmassen, die mit den Ruinen der alten und neuen Burg gekrönt sind. So ganz unermittelt und eigenwillig sind die Feisen emporgerissen, mehr als 100 Meter den Talgrund überragend. Nicht ohne jütliche Teilnahme betrachtet man alte Siche und Väder von Oberstein: Auf dem Kopf des höchsten und gewaltigsten Feisen, einem breitschulterigen Urgesteinskoloss, der das Tal hier beherrscht und die Meinung vertritt, alles um ihn her sei nebensächlich, nur als Rahmen und Fassung für ihn und zu seiner Unterhaltung da — hier oben also die gastliche Burg Oberstein, die prachtvolle Krone dieses Felsen und die stolze Herrin des Tales. In etwa halber Höhe des Feisen in einer Nische geborgen die alte seltsame Feisenkrone von Oberstein und darunter am Fuße die spärlichen Häuserzeilen einer bescheidenen Siedlung, eng an den Berg gelehnt, umfaßt von den heruntergleitenden Schenkelmauern der Burg und ihres Felsengrundes.



In Oberstein: Blick auf die Felsenkirche und Ruine

Hans Ruyhing

Heute ist das Bild anders: Der Talgrund ist dicht bestanden mit Häusern, in eng geschichteten Kolonnen haben sie ringsum die Hänge erklettert, und schon sendet das Städtlein seine Schwärmsäden auf die Hochfläche droben hinaus. Die enge Talspalte böte naturgemäß eigentlich nur einem Dorfe Raum, und nun hat sich eine arbeitsrege, immer noch wachsende Stadt hier eingemistet, jedes Fleckchen des mütterlichen heimischen Bodens geizig ausnützend. Fast will ein Gefühl des Beengenseins aufkommen. Ein Volk ohne Raum scheint hier zu hausen, besonders heute, wo eine starke französische Besatzung noch mehr einengt. Die eng aneinander gebauten, durch An- und Umbauten viel veränderten, abwechslungsreich gestalteten Häuser, die an den Ufern der Nahe ein besonders buntes Bild bieten, tragen dunkle Schieferdächer. Das Dunkel der Häuser und Dächer fließt gut zusammen mit dem Dunkel der Berge, des Felsengesteins, und schafft zunächst den Eindruck des Ernsten und Herben. Aber metallisch leuchten die Schieferdächer im Sonnenschein auf, und frohe Liederklänge und heitere Spässe steigen aus dem Städtlein auf, der starke ungebrochene Lebensatem und Lebensmut des heiteren, lebendigen Oberstein. Ja „Städtlein“ möchte man ihm sagen, ob seiner Heiterkeit und seiner Liederklänge und seiner nestlich geborgenen Lage im Kranz seiner Berge, aber „Stadt“ verdient es in Ansehung seiner Größe und Wachstumsfähigkeit und seiner Industrie, die es mit aller Welt verbindet.

Die Straßen scheinen Luxus zu sein in Oberstein. Wo man jedes Stück Baugrund ausnützt, kann nicht viel abfallen für Straßen.

Es ist Abend, der Vorabend vor Walpurgis, da die Obersteiner Kinder und die der ganzen Gegend „walpern“, Besen anzünden und jubelnd schwingen. Mild und maitlich ist es auch heute schon. Alles Jungvolk ist auf der Straße, die randvoll gefüllt ist, daß man fast nicht durchkommt. Es ist kaum auszubedenken, wie am Tage auch nur ein langsam fahrender Sandfuhrmann, geschweige denn ein Auto durchfinden soll. Und wie bewegt ist das Leben am Abend. Es sieht aus, als wäre diese Obersteiner Straße ein dichtgefüllter Zugang zu den Toren der schönen kommenden Zeit. Ein Arm des Menschenstromes trägt uns zu den Ställen, die durch grüne und blühende Gärten hinaufführen zur Burg- und Schloßruine und zur eigenartigen Felsenkirche. Auch wir, mein freundlicher Begleiter und ich, werden mit hinaufgetragen.

Bald haben wir freien Blick auf das schöne Bild, das die Nahe lieblich teilt. Mildes, versöhnendes Abendlicht liegt auf dem Städtlein. Feierabend künden die behaglich luftwandelnden Menschen, Feierabend atmet die Luft über Tal und Hang. In den Fenstern des neuen Schulhauses am einseitigen Hang brennen die letzten Strahlen der untergehenden Sonne und funken auch ihrerseits das Feierabendsignal übers Tal. Bald verglimmt der letzte Schein des Tages an den Hängen, und bald sinken die ersten Schleier der abendlichen Dämmerung herein.

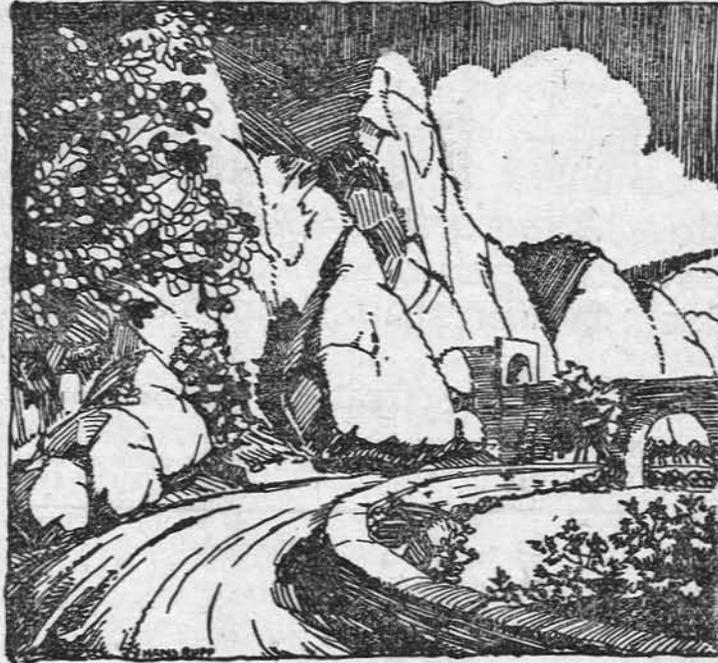
Wollen wir nicht vor dem Ende des verbleibenden Tages die Felsenkirche besuchen? Die seltsame Felsenkirche von Oberstein, in die schon mancher Seufzer und manche Sorge heraufgetragen und abgeladen worden ist drunten vom Tal im Lauf der Jahrhunderte. Und fühlbar erleichtert und getränkt mit einem tiefen Wort und einer guten Hoffnung sind diese Tausende und aber Tausende wieder herunter gestiegen von der sonntäglichen Felsenkirche am Berg, hinunter ins werktägliche Leben des Tals. Wo könnte man auch einen besseren Trunk tun von den Wassern des Lebens, als in der Felsen-

kirche von Oberstein, in der ja — o Wunder! — selber eine Quelle rinnt! Welch glückliches, köstliches Kleinod in der Seltbarkeit dieser seltsamen Kirche, die hineingebaut ist in eine Felsennische und in deren verhältnismäßig engem Raum alles dicht verstellt und verbaut ist mit enggereihten Bänken und launigen, aller Möglichen ausnützend Emporen. Ein geizig dem Berg und Feld abgerungener Platz vor der Kirche war ehemals Friedhof. Erfüllt von der besonderen Stimmung der Felsenkirche und ihres Friedhofs trete ich an die Brüstung der Umfassungsmauer. „Schade!“ sagt mein freundlicher Begleiter, „daß wir nicht einen Tag später hier stehen, wo die Kinder ihre mit Hobespänen, Puzwolle oder anderen brennenden Stoffen wohl ausgestopften oder mit Erdöl getränkten Besen anzünden, sie fröhlich kreisen lassen, hin und her schwingen und schließlich in flammendes Reißigfeuer schleudern. Mainacht! Walpurgisnacht!“

Die Häuser da unten am äußersten Zinken der Stadt sind ganz in die Felsen hineingebaut, die nicht immer väterlichen Schutz geboten haben. Manchmal hat sich schon ein Felsenstück hoch oben gelöst und ist verderbenbringend in die Tiefe gestürzt, und der Name der „gefallenen Felsen“, deren langgezogene, gewaltige Mauer weiter unten im Tale sich hinzieht, redet seine besondere Sprache.

Die Dämmerung hat sich nun mit immer dichter werdenden

Schleiern ganz auf das Städtlein niedergelassen. Die Umrisse der vielen Häuser sind erloschen, alle miteinander sind in ein Ganzes zusammengefloßen: zwischen den Hängen kauert das Städtlein, wie ein Kind in den weichen Armen der Mutter ruht — das Bild einer geborgenen, geschützten Heimat. Lichter blitzen auf. Der Tageslärm ist erloschen. Laut rauschen die Wasser der Nahe. Vom Berge herunter steigen singende Mädchen, von drunten klingt ein Saitenspiel auf. Ruheatmend liegt das Städtlein in seinem Nest, und wie einen hellen Finger hebt die Felsenkirche, eine Wächterin des Tales und Mahnerin der schnell dahinrasenden Zeit, ihren kurzen Turm. Diese Felsenkirche ist das Juwel von Oberstein und ein deutsches Heimatzeichen. Und das Städtlein selbst? Oberstein? In seiner sorglich gehegten Nestlage, seiner frischen, jedes Fleckchen Heimat-erde hungrig ausnützend Wachstumskraft, mit seinen engen Straßen und eng geschichteten Häusern, seiner Arbeitsamkeit



Der gefallene Fels bei Oberstein

Hans Rupp

und der Heiterkeit seiner frohen Lieder, dem Rhythmus seiner Arbeit und dem holden Feierklang des Abends mit Burg und Schloßruine auf hohen Felsenspitzen und seiner Felsenkirche — Oberstein, ist es nur eine Stadt in dem zu Oldenburg gehörenden Fürstentum Birkenfeld an der Nahe mit 10 000 Einwohnern, mit Bijouteriewerken und Achatsteilereien? Nein, lieber Freund in der gesegneten großen Weite des Magdeburger Landes, laß Dir sagen, es ist mehr, es ist ein Ort, wo der Herzschlag der deutschen Heimat deutlich vernehmbar geht, ein Sinnbild unserer deutschen Heimat, ist deutsche Heimat selbst, liederfrohe und leidbedrängte, schaffensstarke und eingeeigte, im Bann und Zauber der Luft hinter den Bergen atmende und doch durch die fliegenden Gedanken ihres kühnen Sinnes und durch arbeitsreges Streben weltoffene und weltverbundene deutsche Heimat.

Und deshalb schreibe ich Dir und grüße Dich in der Großlinigkeit und Weite der fruchtbaren Börde aus diesem von Häusern und Menschen, Arbeit und Liedern und unumbringlichem deutschem Leben so randvollen Nest hinter den Bergen

Dein getreuer
Heimatwanderer.

Die Zerstörung des Rheingrafenstein

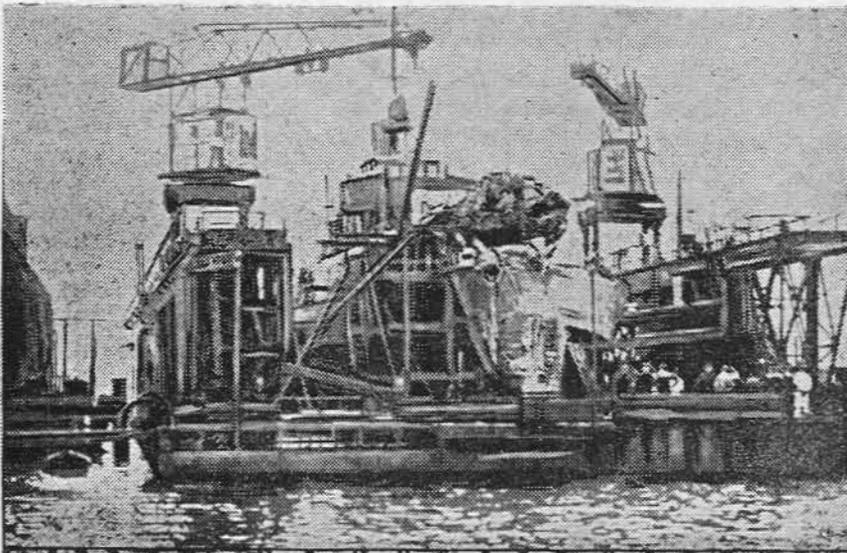
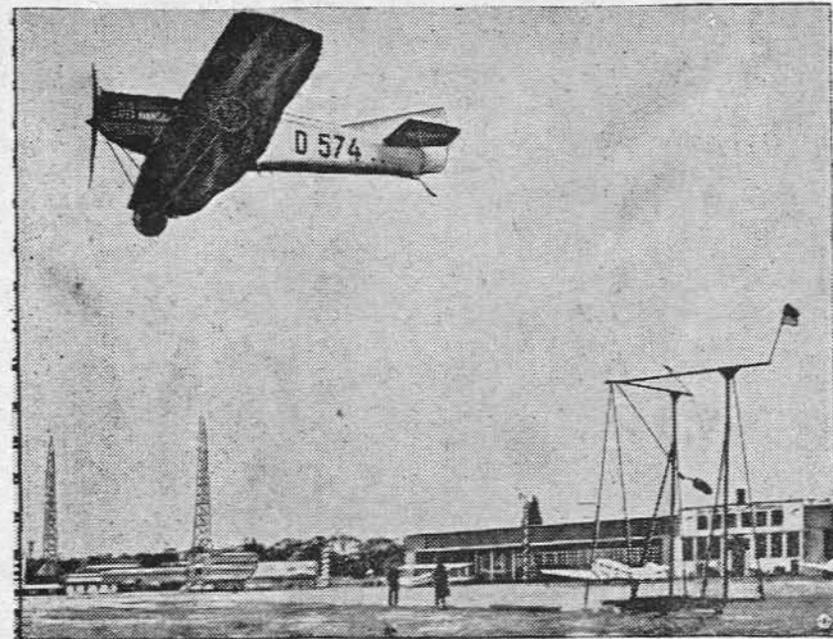
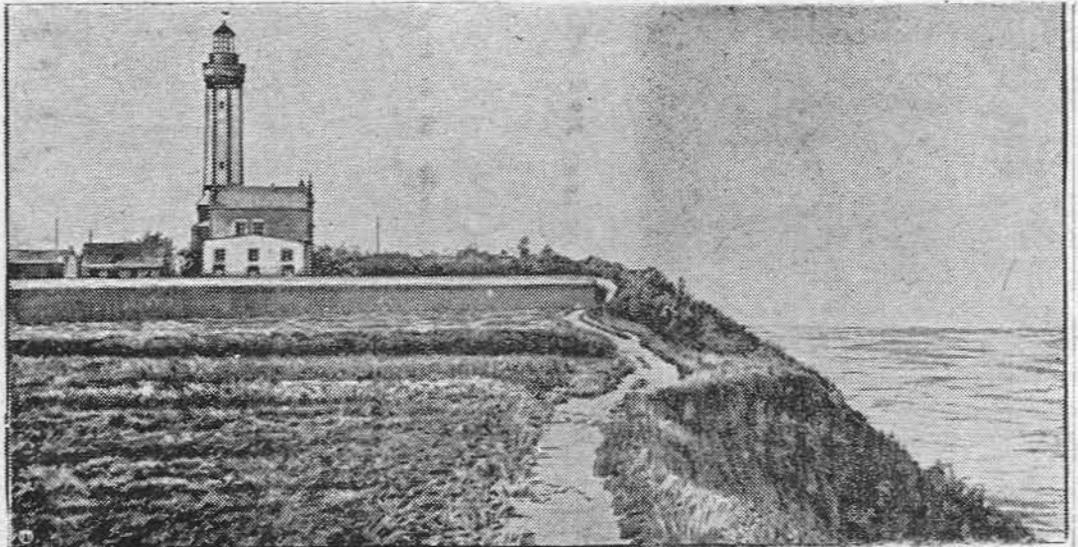
Es war im Jahre 1689, als die Heere Ludwigs XIV. in der Pfalz ihr Unwesen trieben, als Städte und Dörfer in Flammen aufgingen und ein Schloß ums andere in die Luft flog. Die Burg Rheingrafenstein dünkte den Franzosen als Nachbarin der Ebernburg die sie besetzt hatten, gefährlich und sie beschloßen, auch sie in die Luft zu sprengen. Der Rheingraf stützte sich auf seine

Unparteilichkeit und rief zuletzt, indem er sich in einen Sessel warf: „Lieber lasse ich mich mit in die Luft sprengen als daß ich in die Zerstörung der Burg meiner Väter einwillige!“ Die Franzosen trugen ihn nun samt seinem Sessel aus dem Schlosse hinaus und bald stürzten die Mauern und Türme der alten Burg zusammen.

Bilder aus aller Welt

Von hier erfolgt der erste Vorstoß in den Weltraum.

Der Abschluß der ersten Weltraumrakete des Professors Oberth, der bereits im Oktober erfolgen sollte, ist nunmehr auf Mitte November aufgeschoben worden. Auch soll er nicht mehr auf der Greifswalder Die, sondern in der Nähe des Leuchtturmes des Ostseebades Horst erfolgen. Die Absperrung auf See soll ein Teil der Reichsmarine übernehmen. Prof. Oberth ist zurzeit mit der Zusammenstellung eines neuen Raketenantriebsstoffes beschäftigt, der, wie verlautet, aus einem in flüssiger Luft verbrennenden Faserstoff bestehen soll. Die Versuche sollen recht zufriedenstellend verlaufen sein. Ebenso ist die Fallschirmvorrichtung ausprobiert worden, mit deren Hilfe bekanntlich eine sichere Landung der Raketenhülle auf der Erde ermöglicht werden soll. Auch diese Versuche sind erfolgreich verlaufen. Unser Bild zeigt die in Aussicht genommene Abschlußstelle, das Gelände, um den Leuchtturm des Ostseebades Horst.



Flugpostaustausch ohne Landung.

Auf dem Fluggasen Tempelhof bei Berlin sind bemerkenswerte Versuche mit einer sogenannten „Känguruh-Anlage“ veranstaltet worden, die es ermöglicht, daß Flugzeuge und Luftschiffe während des Fluges, also ohne eine Landung vornehmen zu brauchen, Post und Fracht zielicher abgeben und gleichzeitig aufnehmen können. Die Anlage, die von dem früheren Leiter des Luftverkehrs in München und gegenwärtigen Mitarbeiter der Pressestelle der Luftgarnja, Walter Z n g e r m u n d, erfunden wurde, besteht, wie in unserem Bilde zu sehen ist, aus zwei hohen Galgen, die als Einweiser für ein Kabel dienen, das aus dem Flugzeug mit dem abzugebenden Postfach herabgelassen wird. Der Sack hängt an einer Greifervorrichtung, die, sobald ein Schlag von oben oder ein Druck ausgeübt wird, sich öffnet, und den Postfach zu Boden fallen läßt. Umgekehrt ist der für die Mitnahme bestimmte Postfach an einer Abstreifscheibe befestigt, die auf die äußeren Stützen der Galgen aufgesetzt ist. Fliegt nun das Flugzeug im Gleitflug über die Anlage in etwa 30 Meter Höhe hinweg, so wird das nach unten hängende Kabel eingewiesen und die Scheibe von dem Galgenende nach vorwärts mitgerissen. Längs des Kabels fällt nun die Scheibe schnell nach unten und schlägt auf die Klinke des Greifers auf. Dadurch öffnet sich das Greifermaul, die Last, die zu Boden fallen soll, wird freigegeben, und die zur Mitnahme bestimmte Last mitgenommen, die dann durch eine Rolle nach oben geholt werden kann. Mit Hilfe dieser Vorrichtung, deren Bedeutung bei dem jetzt geplanten Ausbau des Luftpostdienstes voll zu Tage treten wird, kann nicht nur Postwechsel vorgenommen werden, sondern es können auch im Fluge Betriebsstoffe, Nahrungsmittel, Ersatzteile usw. aufgenommen und wieder abgegeben werden. Ferner plant man mit Hilfe dieser Anlage auch Postwechsel zwischen fahrenden Zügen vorzunehmen und ebenso Post- und Lastenaustausch auf Deck von Schiffen zu ermöglichen.

Ein schwer beschädigtes Torpedoboot im Dock.

Unser nebenstehendes Bild zeigt das bei einem Zusammenstoß mit der „Schleswig-Holstein“ schwer beschädigte Torpedoboot „Leopard“ im Dock.

Ein interessantes Dokument zum Zündholzmonopol.

„Jedem Land seine eigene Zündholzschachtel“, ist der Reklametrichter, mit dem Ivar Kreuger, der Weltlieferant für Zündhölzer, arbeitet. In dieser malerischen Zusammenstellung fehlt bisher nur noch Deutschland. Jetzt nach Abschluß der Anleiheverhandlungen und der ihnen folgenden Schaffung des Zündholzmonopols werden auch wir unser eigenes Etikett erhalten. Bei Betrachtung der obigen Motive darf man schon heute gespannt sein, was uns zgedacht ist.



Zusammenbruch der Bank für deutsche Beamte in Berlin.
Eine der geschlossenen Depositentassen.

Mussolini uniformiert die Kunst.

Mussolini hat jetzt eine neue Akademie, die sogenannte „Accademia d'Italia“ geschaffen, in die alle hervorragenden Wissenschaftler, Dichter und Musiker berufen werden sollen. Eine Eigentümlichkeit der neugegründeten Akademie ist, daß deren



Mitglieder eine besondere Galauniform tragen, die etwa einer Diplomatenuniform entspricht. Unser Bild zeigt zwei der ersten Mitglieder der Italienischen Akademie, den bekannten Lustspiel-dichter Luigi Pirandello (links) und den bekannten Komponisten Mascagni in ihren neuen Uniformen.

Todessturz im Strausberger Rennen.

Bei dem in Strausberg bei Berlin ausgetragenen November-Jagdrennen stürzte, wie gemeldet, unmittelbar vor den Tribünen beim Sprung über die Wallhecke der Jockeylehrling Trumpfheller mit „Drator“ so unglücklich, daß er nur noch tot unter seinem Pferd hervorgeholt werden konnte. Der kaum 20jährige Reiter hatte vor etwa 14 Tagen von sich reden gemacht, als er den Lußenseiter „Marjy“ steuerte, der mit 2253 eine neue Berliner Rekordquote erzielt hatte. Unser nebenstehendes Bild zeigt den verunglückten Jockey.

